

Erinnerungen an Tobel

Donnerstagmorgen, 9. Oktober 1958.

Über dem Lauchetal lösen sich im fahlen Sonnenschein die letzten leichten Nebelschwaden auf. Der Nachrichtensprecher in „Radio Beromünster“ vermeldet einen angenehm warmen Herbstnachmittag.

Wir Buben aus der Primarschule Tobel haben Ferien und wollen an diesem freien Tag bei den Bauern in der Umgebung unser Sackgeld etwas aufbessern. Sei's mit Erdäpfeln auflesen, Runkeln putzen oder Mostobst zusammentragen; für 50 Rappen in der Stunde ist man schon sehr zufrieden und gehört zu den „Besserverdienenden“.

Neben wenig interessanten Meldungen dann plötzlich die Botschaft des Radios Vatikan, die die Welt aufhorchen lässt: „Papst Pius XII ist in der vergangenen Nacht nach einem tagelangen Todeskampf gestorben“! Eine Depesche, welche in Windeseile durch das damals noch streng katholische Dorf verbreitet wird. Die Kirchenglocken vom Turm über der Strafanstalt laden rasch zu Morgenandacht und Fürbittgebet ein.

Nichts für unsere reformierte Polizistenfamilie, welche erst seit anderthalb Jahren hier Wohnsitz genommen hat. Damals war es eben noch üblich, dass die „Landjäger“ in regelmässigen Abständen ihren Wohnort wechseln mussten, damit die Distanz zur Bevölkerung gewahrt blieb. Nähere Bekanntschaften oder sogar Freundschaften mit den Leuten aus dem Dorf waren verpönt, die polizeiliche Hoheit hätte ja darunter leiden können!

Wir Kinder waren bei diesen Ortswechseln nicht gefragt. Man nahm alles als gottgegeben hin. Meine drei Geschwister und ich als Ältester – in der 5. Primarschulklasse – waren uns ständige Lehrer- und Kameradenwechsel gewöhnt. Man richtete sich ein so, gut es ging, und suchte wieder von neuem Anschluss in der Klasse. Von Romanshorn her kommend wussten wir Kinder kaum, wo Tobel mit seinen 300 Einwohnern lag.

Vater, der pflichtbewusste Polizeikorporal, hat uns aber zum Voraus noch im Eisenbahnerdorf am Bodensee viele Details über Tobel, das ehemalige Johanniter Kloster, welches im Laufe der Zeit zur Kantonalen Strafanstalt umgebaut worden ist, und den Bezirk Münchwilen erzählt. Mit grosser Aufmerksamkeit hörten wir ihm zu, nicht ahnend, dass später einmal eine ähnliche Geschichte Wirklichkeit werden könnte.

1957 also in Tobel zugezogen, hat sich unsere Familie im unbekanntem Dorf rasch gut eingelebt. Wir wohnten im neuerstellten Polizeiposten an der sanft ansteigenden Hauptstrasse östlich der Dorfpost. 54 Jahre später liegt schräg vor der Haustüre das Ziel der Tour de Suisse. Ein Einfamilienhaus, eingerichtet mit einer Arrestzelle im Keller. Zu unserer Familie gehörte der damals in Kynologenkreisen weit über die Kantonsgrenzen hinaus bekannte, gut dressierte und an Hundepfahrungen erfolgreiche Polizeihund „Donar“, ein grossgewachsener, schwarzbrauner deutscher Schäferhund. Er begleitete, neben dem Velo hertrabend, meinen Vater auf den damals noch üblichen Polizeitouren und auf den nächtlichen Polizeirunden in den Dörfern der näheren Umgebung. Auch auf den regelmässig stattfindenden Familiensonntagsspaziergängen im Hartenauer Wald mit der üblichen Einkehr im Gasthaus „Riethüsli“ war Donar unser Spielgefährte.

Ab und zu begab es sich, dass Vater mit einem „Taugenichts“, „Tunichtgut“, Besoffenen oder sonst einem „Radaubruder“ in eisernen Handschellen gefesselt nach Hause kam und diese renitenten Personen für einige Stunden oder ein paar Tage in der Kellerzelle arrestierte. Da waren wir Kinder dann jeweils froh, wenn vor der Zelle unser Kamerad und Polizeihund aufmerksam und mit gespitzten Ohren Wache hielt. Oft wurde in diesem Arrestlokal, welches uns Jugendlichen andererseits bei Nichtgebrauch als „Räuber- und Poli“ – Spielzimmer diente, in für uns Kinder beeindruckender Weise gegrölt, gepoltert und ab und zu das Bettgestell zusammengeschlagen. Da genügte ein kurzes aber heftiges Bellen des Polizeihundes und Ruhe war wieder eingekehrt.

Zu den Aufgaben unserer Mutter und Polizistenfrau gehörte dann die genügende Verpflegung der Inhaftierten. Nicht nur Wasser und Brot. Nein – das gleiche Essen wie in der Familie stand auch auf dem Speisezettel der Gefangenen. Aber nicht immer waren die Eingekerkerten damit einverstanden! Für die Essensausgabe durch die gepanzerte Gefängnistüre diente, direkt auf Augenhöhe, ein kopfgrosses, separat zu öffnendes Türlein. Hier hindurch entwickelten sich manchmal Gespräche zwischen Mutter und Insassen. Gespräche, welche wir Kinder in gehörigem Abstand und im Beisein des Hundes jeweils mit Interesse verfolgten, obschon wir alles verstanden aber nicht immer begriffen!

Erschrocken mussten wir einmal mit ansehen, wie das Abendessen – ein Birchermüesli – noch ehe die kleine Öffnung geschlossen war, wieder in Mutters Gesicht landete. Eine schöne Bescherung mit zerbrochenem Napf und den Früchten an allen Orten verstreut. „Ein Birchermüesli ist kein Nachtessen für einen Häftling“, so argumentierte dieser und verlangte nach Besserem. Unerschrocken wie unsere Mutter war, und gewohnt im Umgang mit derlei Leuten, schob sie spontan zuerst die schmiedeisenen Riegel oben und unten an der Türe zurück, drehte zweimal den grossen Schlüssel um und öffnete die schwere Zellentür. Sie trat mutig in den 3m x 3m grossen Kellerraum ein und sah dem grossgewachsenen, muskulösen Mann in die Augen. Zwei Augenpaare funkelten einander im Abstand von wenigen Zentimetern an. Beeindruckt, aber zugegeben auch etwas ängstlich, fragten wir uns, was jetzt wohl geschehen würde, ausgerechnet in einer Zeit als Vater nicht zuhause war. Entflieht der Bösewicht nun über uns hinweg oder wird er gar gewalttätig? Stille kehrte ein. Nur das Fletschen der Zähne und das warnende Knurren des Hundes hatte vielerlei Einfluss auf die Anwesenden.

Wir Kinder und wohl auch Mutter erkannten den Wert des treuen Polizeihundes. Er gab uns rasch das Gefühl für Sicherheit und Überlegenheit.

Das zornige Gesicht vis-à-vis der Polizeifrau nahm sofort zahme Züge an und erbleichte augenblicklich. Entschuldigend liess sich der Fehlbare auf die mit Leinen überzogene Matratze fallen, zitternd an allen Gliedern vor Angst.

„Du leckst das Müesli am Boden mit deiner eigenen Zunge auf, oder ich gebe dem Hund den Befehl „beiss“!“ Und siehe da, der vor kurzer Zeit noch jähzornige Bösewicht kroch auf allen Vieren zahm zur Zelle hinaus und tat wie befohlen. Wir, meine drei Geschwister als Dreikäsehochs und ich als Ältester, 10 Jahre alt, schauten diesem Schauspiel aus sicherer Distanz zu. Komisch anzusehen, wie ein bestandener Mann ohne Löffel und Gabel mit „eigenem Werkzeug“ Boden und Wände vom Müeslibrei befreite und das letzte Haferflöckli und Apfelstückli in sich hineinschlürfte.

Nach einem Aufwasch mit Schrupper und Bodenlappen bugsierte Mutter den Unhold zurück ins Gefangenenlokal.

Die Zeit in Tobel war für die ganze Familie abwechslungsreich und interessant. Als Dorfpolizist war unser Vater zusammen mit seinem Vierbeiner auch viel mit Ereignissen in der Strafanstalt konfrontiert.

In regelmässigen Abständen mussten Inhaftierte den Richtern in der ganzen Schweiz vorgeführt werden. Da gab es noch keine Gefängniswagen für Gefangenentransporte. Damit wurde der ortsansässige Polizeibeamte beauftragt. Ja nach Schwere des Falles und Gefährlichkeit der Person wurden jeweils Schwerverbrecher und Mörder an Handschellen gefesselt oder etwas unauffälliger, die rechte Hand im Hosensack mit einer Eisenkette durch das Hosenbein mit dem linken Fuss verbunden, sodass ein schnelles Weglaufen unmöglich war, von der Strafanstalt zum Bahnhof geführt.

Mit dem Zug ging's dann an den Gerichtsort und nach der Urteilsverkündung in gleicher Art und Weise nach Tobel zurück. In der Regel mit Donar als wachsamen Begleiter.

Das Leben in Tobel war damals sehr geprägt von der Strafanstalt. Manche Familienväter fanden ihre Arbeit als Aufseher im Gefängnis, hauptsächlich in der Landwirtschaft.

Die Schwerstverbrecher blieben natürlich tagein-tagaus, unterbrochen durch einen halbstündigen Rundenspaziergang innerhalb der ehemaligen Klostermauern, in ihren Zellen. Dort klebten sie Papiersäcke oder flochten Körbe. Wenn es gut ging, konnten sie bei guter Führung auch einmal in der Schreinerei aushelfen. Eine eigentliche Beaufsichtigung brauchten die hinter daumendicken Eisengittern Eingekerkerten nicht. Ein tristes Leben war's, monate- oder jahrelang in 9 Quadratmetern grossen, grau gekalkten Räumen auszuharren. Das eiserne Bettgestell, Matraze und Wolledecke, dazu ein kleiner Tisch mit Taburettli und in der Ecke ein Blechkübel für die Notdurft war die karge Einrichtung. Auf jegliche Annehmlichkeiten musste verzichtet werden. Der Begriff „Resozialisierungsprogramm“ war damals noch nicht bekannt.

Wir Polizisten- und Aufseherkinder erfuhren an den Mittags- oder Abendtischgesprächen von unseren Vätern natürlich allerlei Episoden aus der Strafanstalt. Da gab es halt ab und zu eine Rauferei zwischen Gefangenen oder gar mit Aufsehern. Rasch wurde der Dorfpolizist, ausgerüstet mit Dienstpistole und Gummiknüppel, mit seinem Hund aufgeboten, damit wieder Ruhe und Hausordnung hergestellt werden konnten.

Spektakulär war eines Morgens auch der Anblick an der südlichen Hausfassade der Anstalt. An einem Fenster im dritten Geschoss hingen Leintücher und Wolledeckenstreifen fein zusammengeknüpft. Dieses Seil verhalf dem Ausbrecher zur Flucht. Wie später, nach seiner erneuten Gefangennahme, zu erfahren war, hat der schlaue Anstaltsinsasse aus der landwirtschaftlichen Werkstatt in seinem nicht fertig gegessenen Vesperbrot ein 5 Zentimeter langes Eisensägeblatt in seine Zelle geschmuggelt.

Während vieler Nächte hatte er dann in mühseliger Kleinarbeit Gitterstab um Gitterstab durchgesägt. Damit niemandem etwas auffiel, füllte er die Sägelücken mit gekneteten Brotresten aus. Nach dem Durchtrennen aller Metallstäbe war es für diesen Häftling dann ein Leichtes, sich in der pechschwarzen Nacht abzuseilen und auf dem Weg zwischen Hartenauerbach und der Strafanstalt Reissaus zu nehmen.

Damals trugen die Gefangenen noch eine mit einer schwarzen Nummer versehene Sträflingskleidung aus braunbeigem Zwilchgewebe. So war es nicht verwunderlich, dass diese auffälligen Personen vielmals nach wenigen Stunden oder Tagen wieder aufgegriffen und ins Zuchthaus zurückspeidiert worden sind. Dort ging Verwalter Castelberg mit den heimkehrenden Ausbrechern nicht zimperlich um. Dunkelarrest bei Wasser und Brot war berüchtigt. Ein Aufenthalt während mehrerer Tage in der schwarzen Boxe war die Regel und sollte Nachahmer von ihrem Vorhaben abbringen.

Ein besonderes Privileg im Gefängnis hatte in diesen Jahren der zu einer langen Haftstrafe verurteilte Mörder Muff. Als Landwirt und Käser kannte er sich in der Betreuung und Versorgung von Schweinen bestens aus. Der reuige Sünder gewann rasch das Vertrauen der Anstaltsleitung und wurde deshalb im Laufe der Zeit mit der Schweinezucht und Schweinemast im anstaltseigenen Saustall beauftragt. Dieser Stall befand sich ausserhalb der ehemaligen Komturei, links vom grossen Eingangstor der Haftanstalt neben einer kleinen Wiese. Dieser Ort diente uns Kindern der näheren Umgebung als Dorfspielplatz. Hier wurde „Räuber- und Poli“, Fangis, Versteckis und Fussball gespielt. Mörder Muff spielte dann jeweils barfuss mit uns mit. Seine Holzböden legte er ab, sie wären beim Ballspiel zu gefährlich gewesen. Vor einem richtigen Mörder hatten wir natürlich vorerst grossen Respekt. Wussten wir doch, dass er in der Nähe der Mühle von Lommis, direkt an der Lauche gelegen, mit einem Wagenheber seine Frau erschlagen hatte. Sie sollte ihm bei einer vorgetäuschten Radpanne helfen; stattdessen hat er ihr von hinten den Schädel zertrümmert.

Das war uns Kindern natürlich bekannt. Nach und nach fanden wir Zutrauen zu diesem Mann mit stattlicher Postur und kugelrundem Gesicht. So böse konnte der doch gar nicht sein!

Stand die Geburt von Ferkeln bevor, mussten die trächtigen Muttersauen beobachtet und betreut werden. Dazu schlief der „Gefangene“ dann jeweils ausserhalb des Gefängnisses im Stroh des Schweinestalls.

„Ob er denn nie an Ausbruch denke“ fragten wir ihn, „er hätte es ja so leicht als unbeaufsichtigter Schweinehirt!“ Dazu gab der wortkarge Hüne keine Antwort. Hin und wieder, je nach Gefühlslage, erzählte er uns jedoch deftige Witze. Wir Primarschüler verstanden manchmal kaum was er meinte, wogegen die Abschlussklässler immer neue Erzählungen

verlangten! Legendar war hingegen seine Antwort auf unsere unzählige Male gestellte Frage nach seinem Inhaftierungsgrund. Stereotyp machte er dann ein Faxengesicht, kniff seine kugelrunden kleinen Augen zusammen, zeigte sein Gebiss mit den vielen Zahnlücken und zum Teil verfaulten Zähnen und sprach in tiefstem Ton langsam die Worte:
„Chindli g'frässe, ohni Senf!“

Wir Älteren lachten natürlich darüber und wollten noch mehr Details wissen, aber auf die Kindergärtler und noch jüngeren Zuhörer machte diese Aussage einen unerhörten Eindruck! Vor allem auch deshalb, weil wir dann – wie es so ist – bewusst über weitere Schauermärchen von Gefangenen zu berichten wussten.

Ob der Tod des Heiligen Vaters wohl einen Einfluss auf die Herbstarbeiten der katholischen Bauern habe? Diese Frage stellten wir reformierten Kinder, weil wir damals in katholisch-kirchlichen Abläufen keine Ahnung hatten. Beichte, ministrieren, Maiandacht, Fronleichnamsprozession und andere Begriffe und Feierlichkeiten waren uns völlig unbekannt, und da hätte es ja sein können, dass mit dem Ableben des Papstes die Arbeiten vorübergehend geruht hätten.

Jedenfalls beschlossen mein Bruder und ich, die Arbeiten ruhen zu lassen. Es ist uns aber nicht entgangen, dass auch an diesem für Rom besonderen Tag der Tagesablauf seinen gewohnten Gang nahm.

Wie immer rücken die in der Landwirtschaft tätigen „Strafanstättler“ unter Aufsicht auf die Äcker und Wiesen aus. In Einerkolonne wird marschiert, zu fünft oder zu sechst, zuhinterst der Aufseher. Die Arbeitsgeräte werden geschultert, Körbe und Säcke am Arm getragen. Nur diejenigen sind privilegiert, die weiter vom Gefängnis entfernte Arbeiten verrichten müssen. Richtung „Michelsegg“ oder „Oberhusen“ oder auf die andere Seite zu „Tor“ hin, darf auch auf die Fuhrwerke aufgesessen werden. Pferde ziehen teilweise noch eisenbereifte Wagen hinter sich her. Darauf sitzen links und rechts die Sträflinge auf der Bretterkante und lassen die Beine zur Strasse hin hängen.

Auf den Feldern angekommen, wird ohne grosse Weisungen der Vorgesetzten mit der Routinearbeit begonnen. Rotbackige Äpfel werden abgelesen und von den Lesekörben vorsichtig in Holzharasse geleert, Gelbmöstler und andere Mostbirnen werden in Drahtkörben aufgelesen und in Jutesäcke abgefüllt, dasselbe geschieht mit den Kartoffeln. Eine andere Gruppe zieht von Hand Runkeln aus dem Boden, putzt diese mit dem Messerrücken, schneidet das Kraut ab und wirft sie an einen Haufen.

Ein Tag wie jeder andere, eintönig für die Arbeitenden, die Aufseher helfen mit.

Weil wir Knaben an diesem Ferientag wegen des Papsttodes zuhause geblieben sind, hat Mutter uns zur Gartenarbeit verpflichtet. Ohne Lohn selbstverständlich. Hätten wir das gewusst, hätten wir uns mit Sicherheit anders entschieden und beim Bauern Seiler Tagelöhner gespielt.

Da, plötzlich nach dem Mittagessen, schrillt das Telefon. Vater nimmt ab, und aus seinen knappen Antworten und Anweisungen weiss ich sofort, was geschehen ist. Nicht alltäglich, aber so drei-, viermal im Jahr kam das schon vor.

„Ein Gefangener ist abgehauen, die Fahndung muss sofort aufgenommen werden!“ erklärt Vater unserer Familie.

In solchen Fällen läuft alles automatisch ab.

Vater rüstet sich sofort aus, zieht die Uniform an, und Hund Donar weiss ohne gerufen zu werden, was ihm bevorsteht.

Mutter informiert per Telefon die vorgesetzte Polizeistelle im Bezirkshauptort Münchwilen, schildert Signalement des Entwichenen und erklärt den Ort des Abhauens. Angeblich musste der Häftling wegen vorgetäuschten Durchfalls in den nahegelegenen Wald unweit des Reservoirs Tobel, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Es sei ein besonders Gefährlicher und scheue vor Gewalttaten nicht zurück.

In solchen Fällen wird Grossalarm ausgerufen und das Polizeikommando in Frauenfeld informiert. Von dort kommt ein ganzer Stab im grossen, schwarzen Kommandowagen, welcher mit Polizeifunk ausgerüstet ist, nach Tobel. Das wird allerdings noch ein Weilchen dauern.

Alle Polizeileute des Bezirks und der näheren Polizeistationen werden aufgeboten, die ihnen zugewiesenen Beobachtungsposten zu beziehen. Auch das dürfte noch etwas Zeit kosten, haben doch längst nicht alle Polizisten ein Auto, nein, sie fahren mit dem Velo zu den benannten Standorten.

Diese Beobachtungsposten sind weiträumig um Tobel so angeordnet, dass wichtige Geländeabschnitte ausserhalb der Wälder des „Hartenaus“ lückenlos überblickt werden können. Aufgrund langjähriger Erfahrung weiss man, dass die Ausreisser links und rechts im Tobel des Hartenauer Baches Richtung Osten Reissaus nehmen. So ist es logisch, dass auf der „Braunauer Höhe“ beim Weiler „Breitenacker“ und im Raum „Hitzliwies“, aber auch zwischen „Oberhof“ und „Nägelishub“ Beobachtungsstellung bezogen wird.

Vater rückt also mit dem Fahrrad und Donar an seiner Seite zur Spurensuche aus. Auch das dauert etwas, bis der Höhenunterschied von zuhause bis zum Reservoir überwunden ist. Weil Ferienzeit ist, darf ich als Ältester Vater begleiten. Mutter hütet das Telefon und gibt Weisungen in der Rolle eines 2. Familienpolizisten an andere Polizeistationen weiter und die Geschwister staunen über den Beginn des Fahndungsablaufs.

Vater und ich nehmen den kürzesten Weg zum Reservoir; er führt am Schützenhaus vorbei. Noch während des Aufstiegs erklärt Vater beiläufig, dass wegen Ferienabwesenheit eines Polizisten der Beobachtungsposten nördlich des „Geierholzes“ an der Strasse zum „Tor“ heute nicht besetzt werden könne.

Am Ort des Geschehens angekommen, stehen Aufseher und Sträflinge beieinander und diskutieren über die Beweggründe des Entflohenen. Zum Glück zeigen die 5 verbliebenen Häftlinge Solidarität mit den Aufsehern. Es wäre für die ja ein Leichtes gewesen, ebenfalls das Weite zu suchen. Im Gegenteil, sie anerbieten sich, ebenfalls an der Suche teilzunehmen. Dem wird jedoch widersprochen. Sie müssen zu Fuss, in Begleitung des Aufsehers, in die Anstalt zurück. Zur Sicherheit sollte ich mitgehen. Das passt mir nun aber gar nicht, habe ich mich doch schon auf ein Abenteuer mit Vater und dem Polizeihund gefreut. Mir ist klar, dass hier eine Widerrede fehl am Platz ist. So bleibt mir nichts anderes übrig als zu gehorchen und mit den anderen den Weg hinunter zur Strafanstalt unter die Füsse zu nehmen. Den Gefangenen macht es sichtlich Spass, kommen sie doch so zu einem halben freien Arbeitstag.

Zurückschauend verfolge ich, wie Donar am nahen Waldrand eine Fährte aufnimmt. Vater lässt ihn an einer langen Leine laufen und verschwindet im dichten Unterholz eines jungen Tannenwaldes.

Mit der Gefangenengruppe im Zuchthaus angekommen, entlässt mich der Aufseher mit einem murmelnden Dank. Meine Aufgabe ist erledigt, also bin ich frei in meinen Entscheiden bezüglich Ausbrechersuche. Meine Polizeiunterstützung an diesem Nachmittag scheint mir wichtig. So entscheide ich mich spontan, den nichtbesetzten Beobachtungsposten „Geierholz“ zu beziehen um dort die Aufgabe eines Polizeimannes zu übernehmen. Rasch zuhause noch einen Ersatzfeldstecher aus Vaters Schrank geholt, erkläre ich Mutter meinen vorgesehenen Einsatz. Ihre Einwände lasse ich nicht gelten, ich kann sie davon überzeugen, dass ich das Gelände westlich des Weilers „Tor“ ebenso gut überwachen könne wie ein erfahrener Polizist. Wie ich

reagieren würde, wenn ich den Fliehenden erkennte, darüber habe ich mir zu diesem Zeitpunkt keine Gedanken gemacht.

Um keine Zeit zu verlieren, trabe ich mit grossem Pflichtgefühl den „Erikoner Stich“ hinauf Richtung „Tor“. Am Waldrand angekommen suche ich mir einen geeigneten Ausguckplatz hinter einer „Büschelibeige“.

Ich richte mich ein und beginne die Wiesen und brachliegenden Äcker durchs Fernglas abzusuchen. Mit Ausnahme von Knecht und Magd im weitentfernten Obstgarten sind keine Leute auszumachen. Zum Äpfel pflücken steigt der Mann in regelmässigen Abständen die steil aufgestellte Holzleiter hoch, während die weibliche Person auf dem Boden kniend Mostobst aufliest. Vom Gehöft her unterbricht ab und zu das Bellen eines „Appenzellerblässes“ die Stille des Nachmittags.

Langsam scheint die Zeit zu vergehen. Die Viertelstundenschläge vom Kirchturm sind deutlich zu hören und ebenso langsam lässt die Spannung, das Interesse und die Hoffnung auf einen Beobachtungserfolg nach. Ich beginne nachzudenken: Was mache ich, wenn plötzlich der Ausbrecher auf mich zuläuft? Wie reagiere ich, wenn ich den Flüchtigen tatsächlich erkenne? Leichte Angst beschleicht mich beim Gedanken, dass der Unberechenbare mir im schlimmsten Fall noch etwas antun könnte; als Elfjähriger hätte ich ja keine Chance. Aber vielleicht ist ja die Spurensuche längst von Erfolg gekrönt und der Entflohene bereits wieder hinter Schloss und Riegel!

Da erkenne ich erst meine unbequeme Lage. Mein Pflichtbewusstsein erlaubt es mir nicht, den Standort zu verlassen und aufzugeben. Andererseits ist mein ungefährer Aufenthaltsort niemandem ausser meiner Mutter bekannt. So beschliesse ich, bis zum Nachteinbruch hier auszuharren. Als Horchposten in der Nacht wäre mir die Sache, so alleine im Wald, dann doch zu ungemütlich geworden!

Irgendwann im Verlaufe des Nachmittags erkenne ich das im Schrittempo daher fahrende Polizeikommandofahrzeug. Ein Polizist erspäht aus dem offenen Fenster mit dem Fernglas die Umgebung.

Soll ich mich verstecken oder mich zu erkennen geben? Ich entschliesse mich für das Letztere, trete an den Waldrand und winke dem Wagen zu.

Potztausend, da bleibt mir beinahe der Atem stehen! Die Tür geht auf und vor mir steht der Thurgauische Polizeikommandant höchst persönlich. Zwei weitere Polizeibeamte treten ebenfalls auf mich zu, während dem der Fahrer das Fahrzeug wendet und es unter die weit ausladenden Äste der alten Fichten etwas getarnt parkiert. Erwartet mich nun Schelte oder Lob?

„Aha, da haben wir den kleinen Gernegross und selbsternannten Polizisten! Schon was erlebt, schon was gesehen?“ Aus der Tonart dieser Bemerkung erkenne ich sofort, dass ich nichts zu befürchten habe.

Ich gebe bereitwillig Auskunft auf die eine oder andere Frage und erlaube mir schüchtern nach dem Ergebnis der Fahndung nachzufragen. Sie hätten ihn noch nicht geschnappt, weil vorübergehend die Fährte verloren gegangen sei. Der schlaue Flüchtling sei rasch ins Hartenauertobel hinunter gestiegen und dort offenbar im Bachbett Richtung der Burgruine „Heitenau“ gewatet. Nun suche der Hund beidseits des Gewässers nach einer neuen Spur, irgendwann müsse der Bösewicht den Bachlauf ja wieder verlassen. Es könne durchaus möglich sein, dass sich der Sträfling vorerst noch im Wald verstecke und er erst bei Dunkelheit seine Flucht Richtung Norden, also gegen das Lauchetal, fortsetzen werde. Ich solle ja gut aufpassen und meinen Standort nicht verlassen; eine Lücke im Beobachtungsnetz könne nicht toleriert werden.

Was höre ich da? Die zählen auf mich und nehmen mich nicht mit in ihr Fahrzeug! Zu widersprechen wage ich natürlich nicht. Ich nehme noch einige Weisungen entgegen und rasch

steigen die 4 Polizeimänner wieder ins Automobil. Beim Wegfahren wirft mir der hinten rechts Sitzende noch einen Apfel, ein Stück frischgebackenes Anstaltsbrot und ein Rauchwürstli zu.

Alleingelassen verstecke ich mich wieder hinter der Holzbeige, etwas stolz, dass die Thurgauer Polizei auf mich angewiesen ist.

Langsam sinkt die Herbstsonne hinter dem Immenberg unter den bewaldeten Horizont. Ab und zu meine ich in der Ferne das Bellen von Donar zu hören. Könnte es tatsächlich sein, dass der Fluchtweg durch mein Revier führt? Vorsorglich klaube ich einen Buchenstecken aus einem Holzbündeli. Das gibt mir etwas Sicherheit. Wenn er kommt, haue ich dem Kerl dieses Holz auf den Kopf! Dieser Gedanke vertreibt vorübergehend die jetzt bei Nachteinbruch langsam aufkommende Angst. Auskunft kann mir auch niemand geben, wie lange ich hier ausharren und meine Pflicht zu erfüllen hätte.

Der leise einsetzende Wind verursacht hin und wieder ein Knacken in den Ästen. Dieses Geräusch lässt mich dann zusammenzucken und etwas Hühnerhaut belegt meinen Rücken. Den Ruf eines Nachtkauzes finde ich auch nicht mehr angenehm. Langsam wird es mir ungemütlich, obschon sich die Augen erstaunlich gut ans Dunkel der Nacht adaptieren.

Da, plötzlich ein rasch näherkommendes Stampfen durch das Brombeergestrüpp! Ein Keuchen und schweres Atmen ist zu vernehmen. Jemand bewegt sich direkt auf mich zu!

Tausend Gedanken schiessen wie wild durch mein Gehirn. Wie verhalte ich mich nun richtig? Am liebsten wäre ich wie eine Maus im Erdloch verschwunden. Für das Besteigen eines Baumes ist es auch zu spät und wegrennen getraue ich mich auch nicht.

Nichts ist zu sehen, aber aus den Geräuschen ist klar, das ist ein Mensch auf der Flucht. Einmal stolpert er offenbar über einen morschen Baumstrunk, jedenfalls höre ich jetzt ein unterdrücktes Fluchen, ist ja klar, der will keinen unnötigen Lärm machen. Er steht still, hört aufmerksam, ob ihn jemand verfolgt und bewegt sich dann in leichtem Trab gegen den Waldrand hin.

Dann ein Schrei, und nur in Umrissen erkenne ich, wie der Mann kopfüber in die Waldwiese stürzt. Jetzt ist er in den Stacheldraht gerannt und hat sich verletzt, sind meine Gedanken! Da liegt er nun im Gras und brummt etwas mit gedämpfter Stimme vor sich hin. Es scheint, er sei erschöpft von der langen Flucht. Jedenfalls steht er nicht sofort auf, er wälzt sich stöhnend zur Seite.

Jetzt ist mein Einsatz gekommen, geht es mir durch den Kopf. Er ist angeschlagen wie ein wundes Tier, welches noch ganz erlegt werden muss. Kräftig fasse ich das Buchenholz mit beiden Händen und schleiche gebückt ganz langsam um den Holzstapel herum. Zirka 30 Meter trennen mich von diesem, jetzt sitzenden Hünen.

Soll ich oder soll ich nicht? Was passiert, wenn ich ihn mit dem ersten Schlag nicht treffe? Meine Knie beginnen zu zittern und je mehr die Sekunden und Minuten vergehen, desto mehr verlässt mich der Mut. Wenn nur die Polizeipatrouille wieder auftauchen würde. Oder soll ich den Rückzug antreten und im ein paar Hundert Meter entfernten „Tor“ Alarm schlagen und Verstärkung anfordern? Warum rennt dieser Mann nicht weiter? Vielleicht hat er sich beim Sturz den Fuss verstaucht oder gar gebrochen, schoss es mir durch den Kopf. Dann rücke ich, fest entschlossen aber noch etwas zögernd, langsam und mit Storchenschritten von Tanne zu Tanne. Stets darauf achtend, auf keinen Zweig oder abgebrochenen Ast zu treten. Jegliches Geräusch muss vermieden werden. Die halbe Distanz ist geschafft, es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Jetzt noch sachte unter dem Stacheldraht hindurch und dann einen beherzten Sprung auf den Ausbrecher!

Was ist das? Weit in der Ferne hinter mir sind undefinierbare Laute und Stimmen zu hören. In der Stille der Finsternis sind diese Geräusche rasch stärker wahrzunehmen. Kurze Zeit später ist mir klar, das ist das Hecheln und leise Knurren eines Hundes und eine Leinenlänge zurück

das tiefe Schnaufen meines Vaters. Eine Taschenlampe blendet aus grosser Distanz in meine Richtung.

Diesen Lärm nimmt auch der Entflohene wahr. Mit einem Satz steht er nach dieser kurzen Erholungszeit wieder auf seinen Beinen und rennt rasch mit ausholenden Schritten über die vorbeiführende Flurstrasse und über das nach Norden leicht abfallende Gelände. Er verschwindet in der Dunkelheit.

Das ist für mich das Zeichen, mich mit lauten Rufen bemerkbar zu machen. Donar erkennt als Erster meine Stimme, zieht noch mehr an der langen Schnurleine und steuert direkt auf mich zu. Vater traut seinen Augen nicht, als er mich im schalen Schein der Lampe erkennt. War er doch fest davon überzeugt, einen Fahndungserfolg vermelden zu können.

Für einen Gedankenaustausch ist jetzt nicht die Zeit. Aufgeregt erkläre ich den Sachverhalt und zeige den Ort, wo der Gestürzte gelegen hatte. Eine rote Blutlache deutet darauf hin, dass der Stacheldraht seine Wirkung getan hat.

Das ist natürlich die beste Voraussetzung für eine erneute Fährtenaufnahme. Blut leckend und schnüffelnd zieht der Hund mit unbändiger Kraft in derselben Spur, die vor wenigen Minuten der Flüchtling gelegt hat. Im Wissen, dass ich jetzt meinen Posten verlassen könnte, folge ich ein paar Meter hinter dem Suchtrupp. Ohne Licht ist das aber bei diesem Tempo nicht leicht und so kommt es vor, dass es mich ab und zu überschlägt oder ich in der feuchten Wiese ausrutsche.

Vater häli inne und weist mich an, seinen Lederceinturon zu fassen und nicht mehr loszulassen. In grossen Sprüngen gelingt es mir so, mit den Verfolgern Schritt zu halten. Quer über einen Kartoffelacker zieht der Hund so stark an seiner Leine, dass mich Vater teilweise über die Furchen schleifen muss. Keine Verschnaufpausen und schon verschwinden wir in einem übermannshohen Maisfeld. Hier wird es etwas langsamer, aber mühsam durchqueren wir auch dieses Hindernis. Nun verschwinden wir wieder in einem Wald und kurze Zeit später stehen wir an der Bahnlinie der Mittelthurgau-Bahn. „Auf dem Schotter verliert der Hund die Spur!“ ist Vaters tiefer Seufzer zu hören ahnend, dass dieses Unternehmen nicht von Erfolg gekrönt sein würde.

Vorerst folgt Donar den Geleisen Richtung Märwil. Vorsicht ist angesagt. Doch die grünweissen Triebwagen des Bahnunternehmens verursachen mit ihren Dieselmotoren einen weithin hörbaren Lärm mit regelmässigen, dumpfen Taktschlägen. Kaum ist der Zug vorbei, senkt der Hund wieder seinen Kopf und führt uns weiter zum „Langnauer Hölzli“. Irgendwie spüren wir am Verhalten des Vierbeiners, dass wir offenbar dem Gesuchten direkt auf den Fersen sind.

Plötzlich verlangsamt Donar das Tempo und fängt in unverkennbarer Art laut zu bellen an.

„Haltet den Hund, haltet den Hund, ich ergebe mich“, ist da vorne zu hören und schon stehen wir vor dem Entflohenen.

„Hände hoch, keine Bewegung“ sind Vaters erste Worte. Ich verfolge das Schauspiel aus sicherer Distanz, während der deutsche Schäfer zähnefletschend und mit weit aus dem Maul hängender Zunge dafür sorgt, dass der Häftling sich nicht bewegt.

Zuerst wird er sicherheitshalber abgetastet, dann klappen die Handschellen zu. Ein schauerlicher Anblick im Schein der Taschenlampe. Tropfnass, in Schweiss gebadet und müde von der Flucht, ein hochroter, kahlgeschorener Kopf. Tannennadeln und Schmutz an den Kleidern. Am linken Oberschenkel eine zerrissene Hose und darunter eine klaffende Wunde. Das ganze Hosenbein ist mit Blut verschmiert.

„So, jetzt werden Sie abgeführt!“ befiehlt Vater mit bestimmtem Ton. Voraus der Bösewicht, dahinter in gebührendem Abstand die Polizeistaffel aus Mann und Hund und dahinter der stolze Sohn, hochofrennt, diese erfolgreiche Wiedergefangennahme miterlebt zu haben.

Es geht hinunter an die Hauptstrasse Märwil - Affeltrangen.

Dort hält Vater, kraft seines Amtes, einen vorbeifahrenden Lieferwagen an. Kurz wird der Fahrer über das Geschehen informiert und schon sitzen wir zu viert hinten auf der Ladebrücke. Rumpelnd geht's via Erikon zurück in die Strafanstalt.

Die letzten hundert Meter werden zu Fuss zurückgelegt. Neben dem Bach geht's zum grossen, hölzernen, geschlossenen Gefängnistor. Damals besaßen die Polizisten noch keine Funkgeräte, sodass noch niemand von unserem Erfolg etwas weiss.

Nach längerem Klingeln öffnet uns der Nachtwächter der Anstalt das Tor. Mit strammem Schritt legen wir die Strecke bis zum Verwaltungsgebäude zurück. Dort erwartet uns Verwalter Castelberg mit seinem Rösslistumpen im Mund. Breitbeinig steht er auf der obersten Stufe vor dem schlecht beleuchteten Eingang. Ein verschmitztes Lächeln und die hochgezogenen, kräftigen, grauschwarzen Augenbrauen sagen mehr als tausend Worte.

Rasch wird somit die Fahndung abgeblasen. Mangels geeigneter Kommunikationsmittel werden die Beobachtungsposten mit dem Kommandofahrzeug eingesammelt oder die Polizisten, dort wo es möglich ist, per Telefon zurückbeordert. Sammelpunkt ist wie immer die Strafanstalt Tobel.

Allmählich treffen die Uniformierten im grossen Speisezimmer der Verwaltung ein.

Dort zieht zuerst der Polizeikommandant in einem Kurzrapport Bilanz über die abgelaufene Suche und weist auf positive und negative Beispiele hin und erklärt, wo Verbesserungspunkte vorhanden seien. Ein zu grosses Rühmen ist nicht seine Sache.

Darauf lobt der Verwalter beinahe jeden Einzelnen und lädt in obligater Tradition als Dank zu Speis und Trank ein. Ein Festmahl ist angesagt. Auf silbernen, ovalen Platten gibt es feine Spezialitäten aus der Rauchkammer und dem Käsekeller der Anstalt und ein Säftlein gehört auch dazu.

Es mag so gegen Mitternacht sein als langsam aufgebrochen werden soll. Da erhebt sich am oberen Ende des langen Holztisches der Polizeikommandant und befiehlt mir, neben ihn auf den bereitgestellten Stuhl zu stehen. Erstaunt komme ich mir wie ein kleiner König vor, als er vor versammelten Polizeimännern meinen Einsatz lobt, mich zum jüngsten Polizisten des Thurgauer Polizeicorps ernennt und mir ein dunkelgrünes Fünffrankennötli in die Hand steckt. Ich platze fast vor Stolz als alle Anwesenden Beifall klatschen.

Allmählich ist es Zeit, die fröhliche Runde aufzuheben.

Ein nicht nur für die katholische Kirche ereignisreicher 9. Oktober 1958 geht zu Ende.

Der ältere Polizeikorporal führt den frischernannten Jungpolizisten ohne Worte durchs finstere Dorf. Es geht heimwärts, Hand in Hand. Daneben der treue Vierbeiner.

Verfasser: Max Arnold
Weingartenstrasse 21
8532 Weiningen

31. Januar 1947